



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

König, Ed.: Die Literaturen der Hebräer und der Babylonier : ein Beitrag zu
ihrer kulturgeschichtlichen Würdigung

urn:nbn:de:gbv:46:1-908



Die Literaturen der Hebräer und der Babylonier

Ein Beitrag zu ihrer kulturgeschichtlichen Würdigung*)

Von Ed. König in Bonn



Die vergangenen Jahrhunderte entbehrten der direkten Nachrichten über die Kultur der Babylonier keineswegs ganz. Berossos, ein Babylonier und Priester des Gottes Bel, hat um 280 v. Chr. „drei Bücher chaldäischer Geschichte“ geschrieben, und von diesen Werke sind uns wenigstens Bruchstücke erhalten. Diese waren freilich nur geeignet, eine brennende Sehnsucht nach dem Besitz der Originalquellen zu wecken, die jenem Mitgliede des chaldäischen Priesterstandes nach dem Zeugnis des Altertums noch zugänglich gewesen waren. Jahrhunderte lang sollte der Durst nach diesem Quellwasser ungestillt bleiben. Da wurde endlich um das Jahr 1800 der erste Ziegelstein mit keilartigen Schriftzügen — nicht gefunden — das war gewiß schon längst geschehn —, aber beachtet, und indem die von Grotefend (1802) sicher begründete Entzifferung der altperasischen Keilschriften auf die babylonisch-assyrischen Keilschriftdenkmäler übertragen wurde, konnte endlich zur Herausgabe einer deutschen Übersetzung der wesentlichsten Teile der zuletzt erwähnten Literatur geschritten werden (1889 bis 1900 ff.). So öffnete sich eine neue Lichtquelle für die Geschichte Vorderasiens, deren Darstellung bis dahin zu einem guten Teile vom althebräischen Schrifttum beherrscht worden war.

Es war freilich nicht das erstemal, daß eine andre Literatur dem hebräischen Schrifttum entgegentrat und zur Vergleichung mit ihm aufforderte. Das Alte und das Neue Testament sind ja einstmals in griechischer Gestalt der hellenischen und römischen Literatur an die Seite getreten und haben durch die Felsenfestigkeit und Erhabenheit der in ihnen verkündigten religiösen Überzeugung, durch die himmlische Glut der in ihnen flammenden Gottes- und Bruderliebe und durch die emporreißende Gewalt der in ihnen eröffneten Hoffnung auch der altklassischen Literatur den Rang abgelassen. Dann wagte es Mohammed, der Bibel die 114 Suren seines Kor'an entgegenzustellen, aber dem geistdurchströmten Vorbilde konnte es nicht schwer fallen, das von Sinnlichkeit triefende Nachbild in den Schatten zu stellen. Dem brennenden Forschungsseifer Anquetils du Perron war es vorbehalten, in den Jahren 1771 bis 1774 die erste Übersetzung des Zendavesta, des Religionsbuchs der Perser, zu veröffentlichen. Als dann 1799 in Ägypten bei einem Schanzenbau vom Ingenieurleutnant Bouchard ein mit ägyptischen und griechischen

*) Gedankengang eines Vortrags, der am 1. Februar in Gegenwart Ihrer Königlichen Hoheit der Frau Großherzogin von Oldenburg gehalten worden ist.

Buchstaben beschriebener Basaltstein gefunden wurde, war der langgesuchte Schlüssel zu den Hieroglyphen entdeckt, und das ägyptische „Totenbuch,“ das den charakteristischen Titel „Das Buch vom Eingang in den Tag“ trägt, trat dem althebräischen Schrifttum zur Seite. Endlich goß die Fackel der vergleichenden Sprachwissenschaft des neunzehnten Jahrhunderts auch über die Literatur der Sinder einen hellen Schein aus, und es wurde zum Beispiel das — nach der Zählung einheimischer Gelehrten — aus 153826 Worten bestehende Rigveda dem Verständnis der Europäer näher gebracht.

Diese und noch andre Werke, die in der großen Sammlung *The Sacred Books of the East*, also der heiligen Bücher des Ostens, vereinigt sind, waren alle schon mit der althebräischen Literatur verglichen worden, und das Ergebnis des Studiums war immer wieder ein neues *Mené, mené, tegél* „gezählt, gewogen und zu leicht befunden“ gewesen. Da öffnete sich eine allerneueste Bibliothek und konnte mit dem Schrifttum der Hebräer verglichen werden, und diese neueste Bibliothek rief schon deshalb ein riesengroßes Interesse hervor, weil sie aus einem Lande stammte, an dessen Grenze der Ausgangspunkt der Hebräer, nämlich Ur (das jetzige Mugheir), gelegen hat.

Das vergleichende Studium der israelitischen und der babylonischen Literatur ergab, wie alle anerkennen, zunächst das Resultat, daß uns in den Keilschriftdenkmälern ein Illustrationsmittel sondergleichen zum Alten Testament geschenkt worden ist. Denn wer wird es leugnen wollen, daß das Alte Testament in Bezug auf seinen originalen Wortlaut vielfach durch die Sprache der Babylonier und der Assyrier aufgehellst worden ist? Im Hohen Lied 2, 1 hat Luther die Sulamith sprechen lassen: „Ich bin eine Blume in Saron, eine Rose im Tal.“ Gewiß diese Stelle war auch in diesem Wortlaut mit dem unbestimmten Worte „Blume“ ein rührender Ausdruck für die sinnige Bescheidenheit der Sulamith. Aber wieviel deutlicher steht sie jetzt vor uns, wo wir aus der babylonisch-assyrischen Sprache gelernt haben, daß der hebräische Ausdruck, den Luther mit dem allgemeinen Worte „Blume“ wiedergab, vielmehr den unscheinbaren und doch so lieblichen Krokos bezeichnete! Wir wollen der Assyriologie auch nicht den Triumph rauben, daß der Tiername *re'om* nach den babylonisch-assyrischen Denkmälern sicher als Bezeichnung des „Wildbochs“ gedeutet werden konnte. Wir rühmen auch das laut, daß der keilschriftliche Kommentar zum Alten Testament diesem in vieler Hinsicht zu einer Quelle der Bestätigung geworden ist. Zu dem Beispiel für den Namen „Chaldäer,“ das schon in meinem „Bibel und Babel,“ 9. Aufl., S. 15 gegeben worden ist, sei noch folgendes gefügt: Die vom Propheten Nahum (3, 8) an Ninive gerichtete Frage „Bist du besser als No-Amon usw.“ bereitete den Bibelklärern der frühern Jahrhunderte eine peinliche Verlegenheit. Denn eine Eroberung von No-Amon, d. h. Theben in Oberägypten, war in den Geschichtsquellen des Altertums nicht berichtet. Da wurde in den Keilschriften gelesen, daß eine Eroberung dieser Stadt dem assyrischen König Assurbanipal (668 bis 626) gelungen war, und die Dunkelheit, die über dem Prophetenspruch gelagert hatte, war auf einmal zerstreut.

Aber wird das gegenseitige Verhältnis der keilschriftlichen und der alt-

hebräischen Literatur in vollständiger Weise charakterisiert, wenn man das Schrifttum der Babylonier eine Parallele und einen gleichaltrigen Kommentar zum Alten Testament nennt? Ist in der Ideenwelt der Euphrat- und Tigrisländer, die in diesem Schrifttum ausgeprägt ist, nicht vielmehr die Quelle der hebräischen Literatur aufgedeckt worden?

Diese Frage ist in den Vorträgen bejaht worden, die im vorigen Jahre und erst vor kurzem wieder in Berlin über das Thema „Babel und Bibel“ gehalten worden sind. Wir wollen aber eine selbständige Antwort auf diese Frage zu gewinnen versuchen und vergleichen zu diesem Zweck zunächst die babylonische und die hebräische Darstellung einer einstigen großen Flutkatastrophe, die über das Menschengeschlecht hereingebrochen ist.

Die keilschriftliche Fluterzählung, die eine Episode des Gilgamesch-Epos ist und auf dessen elfter Tafel steht, lautet nach der „Keilschriftlichen Bibliothek“, Bd. VI, 1, S. 230 ff. in ihren Grundzügen folgendermaßen: Ich, Utnapischtim, will dir, o Gilgamesch, etwas Verborgenes verkündigen: Einer von den Göttern, namens Ninigiazag Ia, sagte zu mir: Utnapischtim, du Mensch aus Schuripak (am Ufer des Euphrats), baue ein Schiff, und wenn das übrige Volk dieser Stadt dich nach dem Grunde deines Schiffbaus fragt, so antworte ihnen: Nachdem Bel mich verflucht hat, will ich zum Weltmeer hinabfahren und bei Ia, meinem Herrn, wohnen. — Utnapischtim baute nun ein Schiff, dessen Wände 120 Ellen hoch waren, während die Arche Noahs 300 Ellen lang, 50 Ellen breit und 30 Ellen hoch war (1. Mos. 6, 15). — Über das Beladen seines Schiffes sagt Utnapischtim: Alles, was ich hatte, lud ich darauf. Alles, was ich an Silber und Gold hatte, lud ich darauf, alles, was ich an lebendigen Wesen aller (Art) hatte, lud ich darauf. Ich brachte zum Schiff hinein meine Familie und meine Angehörigen insgesamt, Vieh des Feldes, Getier des Feldes, die Handwerkerlöhne (samt Puzur-kur-gal, dem Führer des Schiffes!) brachte ich hinauf — wobei die letzten zwei Zeilen zur Entfaltung des vorher erwähnten Begriffs „lebendige Wesen“ dienen, und die Stellung der Worte „Vieh des Feldes, Getier des Feldes“ (unmittelbar hinter den Angehörigen des Utnapischtim und vor den Fremden) bedeutsam ist, sodaß der Gedanke, daß Utnapischtim die gesamte Tierwelt retten solle, in der keilschriftlichen Darstellung nicht sicher ausgeprägt ist (vergl. weiter meine Bemerkung gegen Deligischs neueste Äußerungen in meinem Buche „Bibel und Babel“, 9. Aufl., S. 32). — Als Gebieter der Finsternis an einem Abend einen Schmutzregen schickten, betrat Utnapischtim sein Schiff und verschloß dessen Tür, während dieses Verschließen in der hebräischen Darstellung als rührender Beweis göttlicher Barmherzigkeit erwähnt ist (1. Mos. 7, 16). — Auch die Götter der Babylonier fürchteten die Sturmflut, waren niedergedrückt wie Hunde, hockten da in Erstarrung. Die Göttin Ishtar schrie „wie eine Gebärende.“ — Nach sieben Tagen wurde die Sturmflut niedergeschlagen. Nach abermaligem Verlauf von zwölf Doppeltstunden, wie die babylonischen Astronomen einen Tag bezeichneten, saß das Schiff auf dem Berge Nisir (östlich vom obern Tigris) fest, während nach der israelitischen Überlieferung die Arche auf einem der Berge von Ararat, d. h. dem keilschriftlichen Urartu (= Armenien), landete. — Utna-

pischtim ließ nun eine Taube, eine Schwalbe und einen Raben als Rundschaffter aus. Um das von ihm dann dargebrachte „Schüttopfer“ sammelten sich die Götter wie Fliegen. Die Göttin Ishtar beteuerte, sie werde diese Tage ebenso wenig wie den Edelsteinschmuck ihres Halses vergessen, und warf dem Gott Bel Unbesonnenheit vor, weil er die Menschen zu einem Trümmerhaufen von Nas bestimmt habe. Diesen Vorwurf erhob auch der Gott Sa. Der so zurechtgewiesene Gott Bel führte dann Utnapischtim und dessen Weib aus dem Schiff und machte sie zu Göttern.

Liegt in dieser babylonischen Darstellung wirklich, wie es von Delitzsch gesagt worden ist, die ursprünglichere Gestalt der bekannten hebräischen Erzählung (1. Mos. 6, 8—8, 22) vor? Dies darf niemand behaupten, denn niemand kann es beweisen. Die Formen der beiden Darstellungen sind in ziemlich vielen Punkten verschieden, wie schon nebenbei gezeigt worden ist, und der Grundgehalt, worin beide Berichte zusammenstimmen, kann ein altes Erbgut sein.

Die geschichtliche Kunde der Hebräer war ja mindestens so alt und sicher, daß sie eine vormosaische Periode ihrer geschichtlichen Entwicklung unterschieden haben. Aller Glanz, worin die Tage Moses als die Zeit der religiös-sittlichen und politischen Neugeburt Israels leuchteten, konnte doch nicht das Glühen der Morgenröte in Vergessenheit bringen, die in der Patriarchenzeit den Tagen Moses vorangeschritten war. Sa sogar innerhalb der vormosaischen Zeit Israels und der Menschheit überhaupt sind einzelne bestimmte Entwicklungsphasen, die patriarchalische und die noachische Stufe, unterschieden, und sind einzelne Namen, wie der der Stadt Chanökh (1. Mos. 4, 17), genannt, und ein solches Zeichen der alten Überlieferung für rein erfunden zu halten, ist zu gewagt, als daß man es verantworten könnte. Ist denn, um an eine Analogie zu erinnern, in der neuern Zeit nicht auch oft die Existenz eines Homer bezweifelt worden? Aber die Forschung kehrt immer wieder zu seiner Anerkennung zurück. Oder hat, wie auch wieder ganz neuerdings gemeint worden ist (Budde, Das Alte Testament und die Ausgrabungen, 1903, S. 36), noch um das Jahr 800 der Erzähler von 1. Mos. 4, 17—24 die große Flut nicht gekannt? Diese Kenntnis wird erstens nicht durch die Bemerkung über die Erbauung der eben erwähnten Stadt Chanökh verhindert, denn ihr Unter gang durch die Flut kann vorausgesetzt sein, und trotzdem könnte sich die Kunde von ihr erhalten haben. Zweitens kann jenem Erzähler die Bekanntschaft mit der Fluttradition auch nicht deshalb abgesprochen werden, weil er zum Beispiel Zübal als den Vater derer bezeichnete, die Zither und Schalmei handhaben (1. Mos. 4, 21). Denn der Ausdruck „Vater“ kann wie so häufig dort im uneigentlichen Sinne gemeint sein und kann also den Anfänger bezeichnen. Also kann gesagt sein sollen, daß, nachdem Bau und Spiel der genannten Musikinstrumente erfunden worden waren, die Kunde davon durch die Noachiden bewahrt und nach der Flut wieder praktisch verwertet worden sei, und daß so dem Zübal und andern Erfindern doch ihr Ruhm, in einem Kulturzweige bahnbrechend vorangegangen zu sein, erhalten geblieben sei.

Folglich kann die Möglichkeit nicht bestritten werden, daß die Tradition

von einer großen Flut auch im Kreise der Vorfahren Abrahams bewahrt worden ist, und daß aus gemeinsamer alter Erinnerung die Zusammenklänge stammen, die bei der Vergleichung der hebräischen und der babylonischen Flutdarstellung in unser Ohr fallen.

Wo nun ferner liegt die reinere Ausprägung des Metalls der gemeinsamen Erinnerungen der Urmenschheit vor? In dem bekannten Berliner Vortrag ist ja gesagt worden, daß die reinere Gestalt der Fluterzählung aus den „Schahhügeln“ Babyloniens hervorgeholt worden sei. Aber auch das ist eine höchst prekäre Behauptung. Denn ich will nicht davon sprechen, daß jeder Leser der oben in ihren Grundzügen wiederholten Flutdarstellung der Babylonier nur mit innerm Widerstreben die Sätze lesen wird, in denen die Götter mit Hunden und Fliegen verglichen werden usw. — das natürliche religiöse Gefühl des Menschenherzens fühlt sich dadurch verletzt. Aber folgendes muß betont werden: die Behauptung setzt auch voraus, daß die Gottesvorstellung, die sich in der Vielzahl, in den Sonderbestrebungen und gegenseitigen Vorwürfen der babylonischen Götter und Göttinnen ausprägt, die reinere und ursprünglichere sei. Dies aber müßte erst noch bewiesen werden und läßt sich nach mehreren Anzeichen nicht als die wahrscheinlichere Anschauung über die religiöse Entwicklung der Menschheit erweisen.

Eine erhabnere Gottesidee leuchtet ja auch aus andern Partien der alt-hebräischen Literatur heraus. Hätte man doch in dem vorjährigen Vortrag über Babel und Bibel nur wenigstens die ersten Sätze des babylonischen Schöpfungsepos „Als droben der Himmel noch nicht genannt war usw., als von den Göttern noch keiner da war usw., da wurden die Götter gebildet usw.“ zur Vergleichung mit den Eingangsworten der Bibel: „Am Anfang schuf Gott Himmel und Erde“ vorgelegt! Hätte man eine Parallelisierung dieser beiden Texte doch wenigstens in den neuesten Drucken des Vortrags dargeboten! Dann wäre der illustern Zuhörerschaft und den jetzigen Lesern des Vortrags die Möglichkeit gegeben worden, sich selbst ein Urteil über die geistesgeschichtliche Stufe der beiden Darstellungen zu bilden. Wie aber würde dieses Urteil gelautet haben? Nun zweifellos so: Die Babylonier verehrten also nicht nur viele Götter, sondern sie ließen die Götter auch erst im Weltprozeß entstehen. Aber nach der hebräischen Religion war der Geist das Erste, er entwarf mit gigantischem Intellekt den wunderreichen Weltplan und brachte ihn mit urmächtigen Impulsen zur Verwirklichung.

Übrigens auch der neuerdings so viel genannte altbabylonische Herrscher Hammurabi (etwa 2250 v. Chr.) war kein Monotheist. In den ersten drei Zeilen der vor kurzem veröffentlichten „Gesetze Hammurabis“ sind ja vier Götter genannt: Anu, Bel, Marduk und Ea. In der achten Auflage meines Buches „Bibel und Babel“ S. 53 f. habe ich auch gezeigt, daß es keineswegs dem Text entspricht, wenn Delitzsch nach seinen neuesten Äußerungen dem ersten Kapitel der Bibel mythologische und polytheistische Elemente zuschreibt.

Betrachtet man, wie die babylonischen Darstellungen von Bemerkungen über die Götter und Göttinnen förmlich durchzogen sind, und wendet man dann den Blick zu der alt-hebräischen Literatur zurück, so kann man wohl nicht

anders sagen, als daß man in eine höhere Sphäre der Weltanschauung eintritt. Allerdings ist ja neuestens auch geäußert worden, das Buch Hiob enthalte Stellen, die an Blasphemie grenzten, wie ja Deligisch in seinem voriges Jahr erschienenen Kommentar zum Buche Hiob in diesem das „Hohelied des Pessimismus“ entdeckt hat. Aber die in Frage kommenden Sätze der Hiobdichtung sind vom Dichter nur als Durchgangspunkte in der Entwicklung seines Haupthelden, sozusagen als Schlacken gemeint, die bei einem Läuterungsprozeß natürlicherweise ausgeschieden werden. Denn um jetzt nur einen Beweis anzuführen, so weise ich auf folgendes hin: Während Gott im ersten Monolog des Haupthelden (3, 3—27) als Angeklagter behandelt wird, bekommt er in den folgenden Reden Hiobs immer mehr die Stellung der entscheidenden Instanz. Gott darf sich von der Anklagebank wieder erheben und darf auf den Richterstuhl hinüberryücken. Auch das Hiobgedicht ist somit keineswegs geeignet, die geistesgeschichtliche Stellung der althebräischen Literatur hinabzudrücken.

In dieser höhern Sphäre gegenüber dem babylonischen Schrifttum bewährt sich die althebräische Literatur auch dadurch, daß sie den Keilschriften gegenüber zwei bedeutsame Plus enthält: die psychologisch so überaus feine Darstellung von der ersten Pietätsverletzung des Menschen (1. Mos. 3) und sodann die Reden der Sprecher (Propheten) Israels mit allen ihren ergreifenden Sätzen über das große Thema „Gott in der Weltgeschichte.“

Aber ich lege hier, allerdings fast widerwillig, die Feder aus der Hand — mein kleines Buch „Bibel und Babel“ gibt ja die Ausführung des erwähnten und anderer großer Themata.



Eine akademische Berufung vor hundert Jahren

Ungedruckte Briefe von Johann Heinrich Voß



U Anfang des Jahres 1804 erhielt Voß, der seit Herbst 1802 in Jena lebte, von Würzburg aus das Anerbieten, unter glänzenden Bedingungen in eine amtliche Stellung an der dortigen Hochschule einzutreten. Auf einer Reise nach Süddeutschland, die er im Spätsommer desselben Jahres mit Frau Ernestine machte, sprach er an Ort und Stelle vor, um Personen und Verhältnisse kennen zu lernen, und schied mit dem Voratz, das Gebotene anzunehmen. Als er dann aber auf der Rückreise zum zweitenmal Würzburg besuchte, war das Bild, das er von seiner künftigen Tätigkeit empfing, ein anderes; er entschloß sich in Jena zu bleiben. Dabei mag der Gedanke schon mitgewirkt haben, der inzwischen aufgetaucht war, daß es gelingen könnte, ihm in Heidelberg eine würdige und auskömmliche Existenz zu schaffen. Oberbaudirektor Weinbrenner in Karlsruhe, bei dem Vossens Sohn Hans seit kurzem in der Lehre war, hatte in persönlichem Zusammensein zuerst diesen Plan angeregt; und der